

Tessinerbrief

Autor(en): **Balmer, E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **10 (1920)**

Heft 11

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634739>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Keller und Meyer betonte und es vom Deutschtum scharf abgrenzte, half er den jungen Schweizerdichtern in den Sattel. Mit seinem Gedichtbüchlein „Duß und uderem Rafe“ befannte er sich freudig zum Dialekt als vollgültiger Kunstform und zur Heimatkunst, und er ebnete damit den Meistern der Dialektdichtung, wie M. Venert, J. Reinhart, S. Gfeller, von Tavel und E. Eichmann, nicht wenig die Bahn.

Mit seinen Festspielen glaubte er eine spezifisch schweizerische Dichtungsart neu beleben zu können. Er täuschte sich; die Voraussetzung hiefür, die patriotisch-nationale Begeisterung als Rekonquanzboden für pathetisch hochwallende Gefühlsdarstellung, schwand im Materialismus der Zeit dahin wie der Schnee in der Föhnwind. Das Drama „Erni Winkelried“, auf das gleiche Gefühlsfundament aufgebaut, war aus demselben Grunde von vergänglichlicher Wirkung.

Wo er aber Themata mit allgemein menschlichen Problemen gestaltet, da packt und hält er die Leser jederzeit fest. Dies gilt vor allem für den „Totentanz“-Zyklus. Er greift hier ein uraltes Thema auf. Wenn aber die Meister der deutschen Renaissance, Holbein und Niklaus Manuel, den Tod karikieren und ihren Spaß mit ihm treiben, wenn Kethel ihn vermenschlicht, so faßt Freny ihn als den Dämon, als das über dem Menschenglücke schwebende Wehgeschick auf. Er geht dabei von der natürlichen Empfindung des mitten im vollen Werke stehenden Menschen dem Lebenszerstörer gegenüber aus, und darum sucht er die Situationen auf, wo die Dämonie, das Unbegreifliche seines Wirkens erschütternd zum Ausdruck kommt. (Man vergleiche das beigedruckte Gedicht „Die Dohle“.) Hier stoßen wir auf ein Grundgefühl in Freny's Dichtung, auf den zur Melancholie herabgemilderten Pessimismus; es ist bei Freny Familienerbstück wie bei C. F. Meyer. Die Erinnerung an eine gedrückte Juugend vermochte Freny trotz späterer glücklicher Lebensverhältnisse nie ganz los zu werden.

Dies wirkt auch ein erklärendes Licht auf die Stoffwahl bei seinen Romanen. Seine Junger von Mattenwil, nicht die historische, ist ein von Kindheit an unter feindlichen Sternen wandelndes Menschenkind. Sie, die reitende, fechtende, weder den Tod noch die Geister fürchtende Amazonin, wird vom Schicksal — hier identisch mit der Unerbarmung und der Hartherzigkeit der Zeitanthologie — so herb und qualvoll in die Zange genommen, daß man abwehrend rufen möchte: genug des grausamen Spiels! Hier scheint uns der Dichter über das allgemein-menschliche Maß hinauszugehen. Das ungewöhnliche, von der Geschichte schon als Merkwürdigkeit beachtete Schicksal der Berner Patrizierin hätte nach unserem Empfinden mehr noch, als der Dichter es getan, von den Schlägen der Zufälligkeit und des Romanhaften gereinigt werden müssen, um unser menschliches und damit das künstlerische Interesse festzuhalten. — Aus diesem Grunde stellen wir den zweiten Roman Freny's, „Bernhard Hirzel“, über seinen ersten. Hier ist ein Schicksal mit psycholoaischer Folgerichtigkeit von seinen Anfängen bis zum tragischen Ende geführt. Wenn das historische Interesse über die breiten Zustands- und Ereignisbilderungen des ersten Buches hinüberträgt, der findet sich durch die packende Darstellung eines Lebensniederbruches unter innerlich wahren und darum erschütternd wirkenden Verumtändungen reichlich belohnt. Das Urbild seines Bernhard Hirzel ist jener fanatisch-konservative Pfarrer von Wäffikon, der zuerst den Glodenstrang zog zum „Zürimuttsch“ des Jahres 1839, jener fatalen Folge des „Strankenhandels“. Von den Parteifreunden, denen seine Draufgängerart ans Ruder verholfen, desavouiert und zuletzt im Stiche gelassen, von den Schulden, die ein unordentlicher Idealismus ihm auf den Hals geladen, und von einer illegalen Liebesleidenschaft verfolgt, flüchtet sich der unalückliche Pfarrer zuletzt nach Paris, um dort nach kurzer, aber qualvoller Bohème mit seiner Geliebten im Selbstmord zu enden. „Bernhard Hirzel“ ist ein großangelegtes Zeit- und Seelengemälde. An ihm ließe sich

die große Darstellungskunst des Dichters eingehend studieren. Schon beim flüchtigen Durchlesen zwingt uns die absolute Beherrschung des historischen Stoffes im allgemeinen und des Zeitkolorits im besondern Bewunderung ab.

Adolf Freny hatte auf seinem Krankenlager, das ihn zum Sterbelager wurde, eine hohe Genugtuung seines Strebens als Lehrer, Dichter und Mensch erfahren. Eine ganze Gemeinde junger, bereits zu Geltung und Ansehen gelangter Zürcher Dichter, Schriftsteller und Gelehrter brachten ihm in einer Sondernummer der „Schweiz“, die für seinen 65. Geburtstag gedacht war, als ihrem verehrten Freund und Lehrer in Gedichten und Essays den Kranz der Dankbarkeit dar. Mit freudigem Stolz mag er im Geiste die stattliche Schar der aus seiner strengen literarischen Schulung herausgewachsenen Männer und Frauen überblickt haben, die heute in seinem Sinne als Sauerteig im schweizerischen Kunst- und Literaturleben wirken. Indem wir von Bern aus diese Verhältnisse anerkennend vermerken, verneigen auch wir uns vor den Manen des Verstorbenen und legen unsern bescheidenen Kranz auf sein Grab.

H. B.

Die Dohle.

Auf des gehörnten Wildbergs Felsenlenden
Liegt körn'ger Reuschnee locker aufgeweht,
Durch seine glitzerigen Wülfen drückt
Die Föhre kaum die sturmverkrümmten Neste.
Die graue Alpendohle hockt zu höchst darauf,
Halb schlafend, halb erfroren, Kopf und Schnabel
Ins struppige Gefieder eingezogen.
Es kommt von ungefähr der Tod geschlendert
Und sieht die alte Kreatur und denkt
Ihr Döchtlein im Vorbeigehn abzuwidern.
Schon spreizt er seine dünnen Finger aus,
Da gellt ein Pfiff tief unten durch das Tal,
Und aus dem Tunnel an der Felsenlehne
Des Bergstods jagt ein Zug mit roten Lichtern,
Und seine Räder dröhnen durch die Dämmerung.
Ein falscher Schein huscht auf des Todes Stirn,
Er grinst — er lacht und packt die Föhre blitzschnell
Und schüttelt sie. Aufkreischend fällt die Dohle
Und hüpfst und flattert hänglich, unbeholfen.
Der Schnee rutscht unter ihren plumpen Flügeln —
Er gleitet langsam — unten gleitet's rascher —
Es rollt — es poltert — stürzt — es fegt — es saust —
Es schnellt und schießt und stäubt die jähe Fluh hinunter.
Es stäubt von Fluh zu Fluh — die Laue stürzt,
Und in die Tiefe schmetternd Zug und Mensch!
Der Tod reißt sich, vergnügt die Knochenhände
Und jöhlt, daß es von Fels zu Felsen schrillt:
„Ich hätte das getan? Die Dohle tat's!“
Und tanzt und freut sich wie ein Gassenbube.

(Aus dem „Totentanz“-Zyklus)

Leffnerbrief.

Von E. Balmer.

Brissago, im März 1920.

Liebe „Berne Woche“!

Du wirst nicht wenig erstaunt sein, von mir einen Brief zu erhalten und zumal noch vom schönen Langensee, wo ich Erholung suche von einer bösen Krankheit. Der Petrus hat aber heute die Schleusen wieder für den ganzen Tag geöffnet und da habe ich mich ans warme Ramin geflüchtet und

* Die Nummer enthält Beiträge von Hans Trug, Ed. Korrobi, J. Enderlin, E. Eichmann, R. Faesi, M. Geilinger, Esther Obermatt, Bertha v. Drelli, C. F. Wigand, Hans Ganz, Lina Baumann, Anna Fierz und E. Württemberg.

staunte lange, lange in die knisternden Flammen. Nun weißt du aber sicher auch, daß einem manchmal am schönsten Orte so eine Art „Längiznit“ nach „Daheim“ beschleicht und so ist es mir auch jetzt ergangen; ich denke an mein liebes Bern und seine Lauben und an alle meine Freunde. Und darum will ich ein wenig mit dir plaudern. Ich bin hier gut aufgehoben, die Signora Maria und die Signora Agata tun alles für mich, was sie können, und möchten mich recht bald wieder ganz gesund haben. Sie jammern heute den ganzen Tag für mich, weil es immerfort regnet. Bei solchem Wetter bin ich dann meistens in der Küche. Das Kamin brennt eben dort den ganzen Tag und macht den Raum wohnlich und warm. Aber auch sonst ist die Tessinerküche sehr heimelig; das Kamin mit dem vielen Krimskrams darauf und dann vor allem das reiche Kupfergeschirr, der Stolz einer jeden alten Küche. Nie werden die prachtvollen Geräte gebraucht, sie sind lediglich zur Zierde da und an jedem Weihnachtstag wird das Geschirr mit neuen Lorbeerzweigen geschmückt. — Wenn das Wetter es aber irgendwie erlaubt, so bin ich draußen im Garten — und da ist man schon halb im Paradies. Im einzig schönen, stillen Garten der Signora Maria stehen Orangen- und Zitronenbäume mit goldener Frucht und Magnolien und Myrten im ewig grünen Laub. Das Wunderbarste aber im Garten sind die Kamelien. Nirgends sonst habe ich so viele Kamelienbäume beieinander gesehen wie bei uns. Unbeschreiblich schön ist der Anblick eines solchen blühenden Baumes. Es sind riesige Rosenbutetts, glühend rot, blendend weiß und zart rosa schimmern sie durcheinander. Das halbe Dorf holt die Kamelien aus Marias Garten, die Altäre in der Kirche sind damit geschmückt, an alle Freunde und Gäste des Hauses werden die schönen Rosen gesandt und immer noch stehen die Bäume in herrlichster Blütenfülle! — Die Kirche grenzt gerade an unsern Garten und aus nächster Nähe höre ich am frühen Morgen schon das Glockenspiel vom Campanile. Ich mag das Bimmeln sehr wohl leiden, es erinnert mich immer an die unvergeßlichen Tage von Florenz! — Vom Balkon meines Zimmers sehe ich schön hinab in den Pfarrgarten. Da spaziert zuweilen der löbliche Pfarrherr unter der kreuzförmigen Pergola, setzt sich neben das Marienbild unter dem dunkelgrünen Myrtenbaum und liest in stiller Beschaulichkeit seine Zeitung. Kannst du dir ein friedlicheres Bild vorstellen? — Hinter der Kirche stehen die königlichen Zypressen, mit denen von Morcote sind sie wohl die schönsten der Schweiz. Dunkel und schwer ragen sie in die Luft. Sie stimmen ernst und traurig. Schweigsam sind sie um die weiße Kirche geschart und mahnen mich immer an die ersten Frauen vom Lötschental in ihrem schwarzen Gewand am Sonntag in der Prozession. — Auch hier im paradiesischen Land hat ein jeder sein Kreuzlein zu tragen. Wie jammert doch die Maria wegen ihrem kranken Bein und wie dauert mich die Teresa, das abgehärmte Mütterchen, das Tag und Nacht für seinen totkranken Buben betet — und der Giulio wird doch nimmer gesund. Der Alfredo aber zankt den ganzen Tag mit der Cleofe, wenn sie schon erst sechs Monate verheiratet sind und der Michelone, der arme Dorfnaar, schimpft in einemfort über die schlechte Welt. Du siehst, liebe Gazzetta, Kummer und Sorgen gibt's also auch hier im Land, wo Milch und Honig fließen. Das letztere ist überhaupt nicht wahr, die Milch ist im Gegenteil der rarste Artikel von Brissago. Sie kommt von Luzern her und manchmal bleiben die Lieferungen überhaupt aus und die vielen Bambini bekommen gar kein Tröpflein; wie würde das ein Geschimpf geben in Bern — hier schickt man sich still darein und ist dafür zu Mittag ein wenig mehr Minefra. —

Trotzdem es hier ein „Grand Hotel“ gibt, begegnet man sehr wenig sogenannten „Fremden“, denn die Leute, die dort logieren können, reden zum allergrößten Teil ein ganz gewöhnliches Schweizerdeutsch.

Gestern kam die Paolina mit mir in die Zigarrenfabrik. Durch endlose Säle zogen wir, wo Hunderte von Arbei-

terinnen den weltberühmten Glimmstengel fabrizieren. Wie ich so einer „Sigarata“ beim Zusammenrollen der nassen Tabakblätter zuschaue und ehrlich staune ob der fabelhaft flinken Arbeit ihrer schönen Hände, da fragt die Paolina plötzlich ganz laut, ob ich mir eigentlich die Annetta anschaue oder die Fabrikation der Brissago! Das Kichern im großen Saale hättest du hören sollen! — Wenn die Sigarate in langem Zuge von der Fabrik kommen, erfüllen sie die schöne Haupttrabe mit lautem südlichem Lachen. Brissago könnte da ebenjogut Sevilla heißen — manch scheimischer Biid aus feurigen Carmenaugen tanst du da auffangen, da ich aber nie zurieiden bin, wünschte ich mir zu dem ganzen frohen Bild noch die raffige Ouvertüre oer beruhigten Oper von Bizet. —

Wenn die heiße Sonne vom tiefblauen Himmel lacht, dann ist überhaupt alles ganz, ganz anders. Hundertmal schöner leuchten die Kamelien in Marias Garten, goldener prangen die Drangen im dunklen Blätterwerk, freundlicher sähern die Palmen, heller trillert die Giuleppina, fröhlicher ertönt der Glockenschlag und süßern glänzen die Myrte und der Lorbeer. Dann geht mir selbst das Herz im Leib auf und ich wandere hinaus in den schönen Tessinerfrühling, hinauf in die Nester an den grünen Berghängen des Chiridone, wo Veilchen und Primeln blühen und wo rosenrote Pfirsichblust überall aufleuchtet über den Nebengängen. — Ein solcher Tag wird sicher morgen kommen, der Antonio bürgt dafür und der versteht mehr vom Wetter als mancher Barometer.

In dieser Hoffnung sage ich dir heute Lebewohl. Grüße mir alle Freunde und Bekannte, zu denen du kommst und nimm selbst einen schönen Gruß entgegen von deinem

Emilio.

Rußland öffnet seine Tore.

Noch vor wenigen Wochen erklärte die Sowietregierung, daß sie alle alliierten Schiffe, die in den Ostseehäfen oder anderwärts anlegen würden, versenken werde, wenn nicht zuvor zwischen Moskau und der Entente Friedensverhandlungen aufgenommen seien, also die Räterepublik Anerkennung errungen habe.

Damals konnte es geschehen, daß englische Firmen gewaltige Mengen von Kondensmilch für die hungernden Kinder und die Kranken von Petersburg bis Helsingfors speidierten, aber nicht weiter; denn der Lokalsowiet von Petersburg und die Moskauer Regierung verboten kurzerhand die Einfuhr, und es bedurfte einer Intervention der deutschen Regierung, um den Engländern die Durchfuhr jener Sendungen bis an ihren Bestimmungsort zu ermöglichen. Die deutsche Regierung ihrerseits empfing den Anstoß zur Intervention von einer ihrer Gesandtschaften in einem neutralen Lande.

Man ersieht daraus, mit welchen Hindernissen die Staaten zu kämpfen haben, um die notwendigen Handelsbeziehungen wieder herzustellen, aber auch, wie die Verhältnisse mit Macht sich Bahn brechen und die politische Entwicklung diktiert. Noch besteht kein Friede mit dem Bolschewismus, aber die Völker sind in Not, verlangen und bekommen Hilfe voneinander; die gegenseitige Hilfeleistung wird den Frieden erzwingen.

Die Entente Europas wird sich, aber auch beeilen müssen, um nicht von ihren Rivalen Deutschland und Amerika überholt zu werden. Beinahe am gleichen Tage brachte der Telegraph die Kunde von dem Abschluß eines deutsch-russischen Handelsvertrages und von einem gewaltigen Schußankauf der Sowietregierung aus der Liquidation des amerikanischen Armeegutes. Beide Meldungen sind bis heute nicht dementiert worden; entsprechen sie nicht den Tatsachen, so entsprechen sie den politischen Tendenzen des Augenblickes, die morgen schon ganz andere Ueberraschungen bringen können.